

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Liebe Gemeinde,

über Kain und Abel habe ich schon manchmal gesprochen. Das gehört zu meinem Beruf. Aber neben einem Weihnachtsbaum ist das Premiere. Einen Teil der Verantwortung für dieses ungewöhnliche Zusammentreffen trägt der ehemalige Bundespräsident Roman Herzog, auf dessen Initiative hin seit 30 Jahren am 27.1. der Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus begangen wird. In den Gottesdienstliturgien für diesen Anlass findet sich seitdem die Erzählung von Kain und Abel als passende Lesung.

Nach dieser Vorrede werden Sie von mir heute keine fröhliche Predigt erwarten. Sie werden sie auch nicht bekommen. Es ist zum Weinen. Das unsagbare Leid dass vor 80, 90 Jahren von Deutschland aus über Europa und weite Teile der Welt gebracht wurde, die ewige und scheinbar unausweichliche Wiederkehr des Bösen in der Welt. Unsere Bibel ist da von Anfang an realistisch. Kapitel 1 und 2: die Erschaffung der Welt. Kapitel 3: der Sündenfall, die Vertreibung aus dem Paradies. Kapitel 4: Kain erschlägt den Abel. In Kapitel 6 hat Gott der HERR, der Schöpfer des Menschen, sein Premiumprodukt schon so satt, dass er beschließt, dieses Mängelwesen mittels einer Sintflut wieder von der Oberfläche der Erde zu tilgen. Glücklicherweise findet sich noch der Noah mit seiner Familie.

Und heute? Die Jahre, in denen wir hoffen und glauben konnten, die Menschheit hätte gelernt, die Fehler des 20 Jahrhunderts würden sich nicht wiederholen, die sind vorbei. In atemberaubender Geschwindigkeit geht vor unseren Augen verloren, was wir für unaufgebbare Errungenschaften unserer Zivilisation gehalten hatten. Der Respekt vor dem Andersdenkenden, die Fähigkeit, miteinander zu reden, die Bereitschaft, Kompromisse zu schließen, die Herrschaft des Rechts, das für alle gleich gilt. Es ist zum Weinen.

Die Aufgabe, dem Vergessen und Verdrängen zu wehren, ist dringlicher denn je. Ungläubig werden wir heute zu Augenzeugen staatlichen Terrors auf den Straßen Amerikas, fühlen wir uns erinnert an das, was wir im Geschichtsunterricht über Deutschland im vergangenen Jahrhundert gelernt haben. Ich will das eine nicht mit dem anderen gleichsetzen. Aber die Versuchungen, denen Menschen erliegen, und die Gefahr, die von populistischen Rattenfängern ausgeht, die sind vergleichbar.

Ich lese, dass 6 von 10 Amerikanern der Ansicht sind, die Typen von ICE gingen bei ihren Aktionen zu hart vor. Das heißt umgekehrt: 40% der Bevölkerung sehen das anders, selbst nach den beiden Todesfällen, die mich an Hinrichtungen denken lassen. Da kommt keine offenkundige Wahrheit gegen die geglaubte an. Alles Terroristen, diese Immigranten. Und die Demonstranten auch!

Ich kenne keine Zahl, die besagt, wie viele Deutsche im vergangenen Jahrhundert dem Narrativ geglaubt haben, die Juden seien eine Gefahr für die Welt und auch keine dazu, wie groß in Russland der Anteil derer ist, die den Krieg gegen die Ukraine unterstützen. Aber in beiden Fällen blieb oder bleibt der Widerstand

überschaubar.

Es ist zum Weinen. Auf der Seite der Guten raufen wir uns die Haare und können nicht begreifen, welche Unterstützung die Autokraten vergangener und gegenwärtiger Tage finden. Wie Gräuel, die wir für ausgeschlossen gehalten hatten, Tag für Tag ein bisschen weniger unwahrscheinlich werden.

Aber was heißt das: auf der Seite der Guten? Sind wir gut, weil wir nicht die AfD wählen? Wenn wir unsere Kreuze an anderen Stellen in der Wahlkabine setzen? Wenn wir ab und an für gute Zwecke auf die Straße gehen?

Geht das überhaupt: gut zu sein in einer bösen Welt? Bert Brecht hat dazu eine klare Meinung. In seinem Stück vom guten Mensch von Sezuan schickt er die Götter auf die vergebliche Suche nach wenigstens einem guten Menschen. Aber die Freude, den in der Hauptfigur Shen Te gefunden zu haben, währt nur kurz. Denn auch Shen Te scheitert an der Welt. Und das Ganze endet mit der ratlosen göttlichen Erkenntnis „Wir stehen selbst enttäuscht und sehn betroffen / Den Vorhang zu und alle Fragen offen.“

Gibt's also wirklich gar keine guten Menschen? Da ist Martin Luther nicht weit weg von Brecht. Gutes tun – das brächten Menschen schon zustande. Ein Christ, der sich von Gott geliebt weiß, der könne ja gar nicht anders, als selbst Liebe zu leben in dieser Welt. Den Nächsten wahrzunehmen und sich seiner anzunehmen. Aber gut sein? Dazu sieht Luther den Menschen grundsätzlich nicht in der Lage. Er erlebt sich und er beschreibt den Menschen immer als einen Gefangenen, beherrscht von der Macht der Sünde, die ihn im Innersten böse macht.

Das ist, liebe Gemeinde, kein schönes Menschenbild, ich habe mich immer daran geirrt. Aber was soll ich sagen? Ich ertappe mich immer öfter bei der Frage, ob er nicht vielleicht doch recht hat.

Und dann? Ist dann die Zeit gekommen, sich der Verzweiflung zu ergeben oder sich innerlich zu verabschieden? Das eigene Glück zu hüten, sich abzuschotten von dieser Welt?

Das wäre es wohl. Wenn es denn alleine an uns hinge. Aber da tut das nicht. Vielleicht charakterisiert das besonders die lutherische Variante des Christseins: dass gerade die Verzweiflung über die schreckliche Begrenztheit des Menschen zum Kristallisationspunkt des Glaubens wird. Sein Vertrauen nicht auf sich selbst, sondern auf Gott zu setzen. Für Luther jedenfalls war das so.

Und dieser Glaube hält durch die Jahrhunderte, gerade auch in den dunklen Zeiten von Bedrohung und Verfolgung, an diesen beiden Hoffnungen fest: Dass, die jetzt die Herren dieser Welt sind, es zuletzt nicht bleiben werden. Und dass die Regeln, nach denen die Welt heute funktioniert, nicht die sind, die in Gottes Zukunft gelten werden.

In immer neuen Bildern erzählt die Bibel von dieser Hoffnung. Etwa im Predigttext für den heutigen Tag Ich lese aus der Offenbarung des Johannes im ersten

Kapitel

Ich, Johannes, euer Bruder und Mitgenosse an der Bedrängnis und am Reich und an der Geduld in Jesus, war auf der Insel, die Patmos heißt, um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu willen. Ich wurde vom Geist ergriffen am Tag des Herrn und hörte hinter mir eine große Stimme wie von einer Posaune, die sprach: Was du siehst, das schreibe in ein Buch und sende es an die sieben Gemeinden: nach Ephesus und nach Smyrna und nach Pergamon und nach Thyatira und nach Sardes und nach Philadelphia und nach Laodizea.

Und ich wandte mich um, zu sehen nach der Stimme, die mit mir redete. Und als ich mich umwandte, sah ich sieben goldene Leuchter und mitten unter den Leuchtern einen, der war einem Menschensohn gleich, der war angetan mit einem langen Gewand und gegürtet um die Brust mit einem goldenen Gürtel. Sein Haupt aber und sein Haar war weiß wie weiße Wolle, wie Schnee, und seine Augen wie eine Feuerflamme und seine Füße gleich Golderz, wie im Ofen durch Feuer gehärtet, und seine Stimme wie großes Wasserrauschen; und er hatte sieben Sterne in seiner rechten Hand, und aus seinem Munde ging ein scharfes, zweischneidiges Schwert, und sein Angesicht leuchtete, wie die Sonne scheint in ihrer Macht.

Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen wie tot; und er legte seine rechte Hand auf mich und sprach: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und der Hölle

Liebe Gemeinde,

Ich weiß nicht, woran Sie diese Vision denken lässt. Mir kommen wechselweise Bilder irgendwelcher Helden aus Fantasiefilmen oder goldglitzernde Mosaiken an den Decken alter Kirchen in den Sinn. Und ich denke mir: wahrscheinlich hat dieses Bild den Menschen damals tatsächlich Hoffnung gebracht. Ein kraftstrotzender Held, geeignet, den verhassten Kaiser in Rom vom Thron zu stoßen und seinen Platz einzunehmen. Ein König, der sein Reich vom Himmel her mit Macht und Recht regiert, dem Treiben der irdischen Herrscher ein Ende setzt.

Die alten Bilder faszinieren mich, aber Hoffnung geben sie mir keine. Und die Ideen, die sie repräsentieren stehen, so wie ich es verstehe, auch nicht die Mitte unseres Glaubens. Da steht, der im wehrlosen Kind in der Krippe Mensch geworden ist. Der, wie es aus dem Häftling Elie Wiesel angesichts des grausamen Sterbens eines gehängten Jungen im KZ von Auschwitz herausbricht, im Leiden des Opfers selbst am Galgen hängt.

Die Vorstellung vom allmächtigen Gott spricht nicht mit mir, zumal im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus. Für meine Hoffnung brauche ich andere Bilder. Ich finde sie nicht in Glanz und Gloria, sondern anderswo.

Manche dieser Bilder machen sich an Reden fest. Momente, in denen Menschen die richtigen Worte gefunden haben. Diese amerikanische Bischöfin bei der Einführung Trumps vor einem Jahr, oder vor wenigen Tagen die Rede des

kanadischen Ministerpräsidenten Mark Carney in Davos. Die handelt von Selbstachtung, von der Treue zu Werten, die einem wichtig sind, auch wenn man dafür einen Preis zu zahlen hat.

Mir stehen SchülerInnen aus dem Peutingergymnasium vor Augen, wie sie vor wenigen Tagen bei der Gedenkveranstaltung der Stadt auf der Bühne im Moritzsaal stehen und Gedichte vortragen. Die haben sie selbst geschrieben und sie den Opfern der Deportationen vor über 80 Jahren gewidmet. Mich hat das sehr berührt, weil ich gespürt habe, wie sehr die Schülerinnen berührt hat, was sie da von den Schicksalen der Menschen erfahren habe. Weil sie dem Schmerz, dem Hinsehen, nicht ausgewichen sind, sondern Worte gefunden haben, die den Anwesenden unter die Haut gegangen sind. Dass junge Menschen solche Erinnerungsarbeit leisten, das macht mich hoffen.

Mir stehen die Bilder von den Demonstrationen gegen die Ermordungen von Renee Good und Alex Pretti vor Augen. Dass so viele vor der Gewalt nicht weichen, sondern ihren Protest mit Plakaten und Trillerpfeifen zum Ausdruck bringen, das macht mich hoffen. Am Ende werden sich nicht der rücksichtslose Egoismus, das schiere Böse durchsetzen, sondern Gerechtigkeit und Liebe. Und ich glaube das nicht, weil das doch irgendwie in uns drinsteckt, sondern weil ich Gottes Geist wehen sehe.

Und den spüre ich auch, wenn ich wahrnehme, wie viele Menschen in Augsburg sich Gedanken machen dazu, was denn wir wir, als Einzelne, als Kirche, mit anderen Playern in unserer Stadt dazu beitragen können, das Miteinander wieder zu stärken. Das Reden miteinander, oder: miteinander am Tisch zu sitzen und zu essen. Genau in einem Monat startet die Vesperkirche in ihre nächste Runde. Ich freu mich drauf.

Das, liebe Gemeinde, sind für mich Bilder, Erlebnisse, die mich hoffen machen. Und die Ihren? Vielleicht kommen wir, oder Sie untereinander, gelegentlich ins Gespräch? Amen